



Heiraten...? Aber niemals Yvonne!

Pariser Humoreske von Albert Lejusie.

Edgar Shawton, Reporter irgendeines großen amerikanischen Blattes, war als Erzfeind jedes ehrlichen Ehestandes im Kreise verlässiger Junggesellen bekannt. Wenn er aber auch die Werber nicht liebte, so liebte er umso mehr den Alkohol, als wollte er sich an den Prohibitionsgefehen seines Vaterlandes rächen. Er trank viel, trank oft, um nicht zu sagen immer.

Seine Freunde waren also eines Tages umso mehr verblüfft, als er in einer immer heiteren Bohemegesellschaft, die tagtäglich im Café du Dome am Montparnasse zusammenkam, erklärte:

„Dear friends, jetzt wird es mit meiner Freiheit bald vorüber sein, denn ich habe mich verliebt, verlobt, und zwar mit einer netten Französin und werde demnächst heiraten.“

„Hurrah!“ schrien die Jungen der Gesellschaft, „dieser traurige Tag muß stillgemäß gefeiert werden!“

Er wurde auch gefeiert. Die Kellner hatten alle Hände voll zu tun. Man trank auf das zukünftige Glück des aus der Gesellschaft Scheidenden. Ältere Mitglieder machten eine tiefsaure Miene und erklärten bissig, daß es um den jungen Mann doch schade sei, der, wenn sonst nie, aber bei der Zechenbezahlung ganz gewiß fehlen würde.

Biel verriet allerdings Edgar Shawton nicht über seine Zukünftige, aber so nach und nach erfuhr man doch von ihm, daß sie eine hübsche, nette Blondine wäre, schlant, mit herrlichen Füßchen und daß sie auch über eine entsprechende Mitgift und einflußreiche Eltern verfüge.

„Eine Französin?“, fragte Jorge Hobben, der schwedische Reporter, ganz verächtlich, „psui Teufel! Ne, unser Freund ist vollends verrückt. Eine Französin ist gut als Freundin, so vorübergehend, aber als Gattin, geschweige als Mutter geht sie eben nicht!“

Und jedes Mitglied der verbissenen Junggesellschaft hatte etwas an den Französinen auszuwickeln, jeder wußte einige pikante Geschichten zu erzählen, um die Untreue, Unstandhaftigkeit und leichte Moralität der Französinen im allgemeinen und besonderen zu illustrieren.

„Redet ihr, was ihr wollt,“ erklärte der

verliebte Reporter, „ich werde sie dennoch heiraten.“

Darauf wurde auch getrunken.

„Berrückt, wie jeder Amerikaner,“ war die Meinung des Ältesten, Jorge Hobben, „aber schließlich geht uns ja die Geschichte nichts an. Jeder trägt seine eigene Haut zu Markte.“

Darauf wurde wieder getrunken.

Am Vorabend der Hochzeitsfeier kam Edgar Shawton mit strahlender Miene in das Café du Dome. Er wurde allseits bemitleidet, es herrschte eine finstere Stimmung in der Gesellschaft, die nur dann etwas wich, als Edgar Shawton erklärte, die heutige Zechen vollauf deden zu wollen, worauf sogar die verbissene Miene Jorge Hobbens ins Lächeln hinüberzuschwenkte.

„Na, meinetswegen“, erklärte er, „wir wollen diesen Schritt unseres Freundes zwar nicht billigen, aber „tout comprendre, c'est tout pardonner“. wir wollen es ihm verzeihen.“

Als dann die Flaschen bestellt waren und nach Verteilung einer großen Anzahl von Sauternes und Bordeaux, die Champagnerflaschen anrückten, war es Jorge Hobben, der als der Älteste der Gesellschaft, eine Rede vom Stapel laufen ließ, wobei er — allerdings unter Einfluß des Alkohols — die besten Glückwünsche dem Scheidenden nachschickte.

Die mittlerweile schon stark veralkoholisierte Gesellschaft stieß dann ein dreifaches „Hurrah!“ aus. Indianer konnten es nicht besser als sie in den Krieg zogen, die Auslageweisen zitterten wie die Mauer Jerichos und der alte Kater „Toto“ verkroch sich vor Schred in eine Ecke, von wo er nicht mehr hervorzuloden war.

Die Gesellschaft zechte weiter, es wurde er und exer getrunken, es wurde früh, früher, am frühesten, alles vergah bald die eigentliche Ursache dieser Zecherei, niemand dachte an Braut, Bräutigam, Trauung und sonstige Kleinigkeiten. Endlich brach man auf. Es war helllichter Tag geworden...

Und am Abend traf man sich wieder im Café du Dome, allerdings in ziemlich sagenjämmerlicher Stimmung. Keiner fehlte, auch Edgar Shawton war erschienen, nervös abgestimmt und... weiberrfrei.

„Du heute hier?“, fragte Jorge Hobben den gestrigen Gattenkandidaten, „ich wählte dich in den Armen deiner holden Gattin...“

„Halt's Maul!“, fiel ihm Edgar Shawton ins Wort, „futsch ist die Liebe, futsch die Hochzeit und das Geld!“

„Ja, was ist denn vorgefallen?“, fragten die anderen.

„Eigentlich nichts“, antwortete verlegen der Reporter aus Amerika. „Ich habe mich eben veroffen und die Trauung verpaßt... und jetzt habe ich den Trauring schon zurückbekommen.“ Damit griff er in die Westentasche und zeigte einen winzigen kleinen Ring in der verblüfften Gesellschaft herum.

„Wieder Ursache zum Trinken“, proponierte einer, und schon wurde wieder bestellt und flott weiter gezechet. Man trank, man trank und gewahrte nicht, daß der Älteste der Gesellschaft, der verbissenste aller Junggesellen, Jorge Hobben, verschwand. Wohin, wußte man nicht, jedenfalls blieb er von diesem Tage an der Gesellschaft fern. Bis sich dann eines Tages das Geheimnis lüftete, als da mit finsterner Miene Edgar Shawton eine Nummer des „New York Herald“ aus der Tasche zog und mit zitternder Stimme folgende Rotiz vorlas:

„Statt jeder besonderen Anzeige! Fräulein Yvonne Beauregard, Paris und Herr Jorge Hobben, Schriftsteller, Stockholm, Verlobte.“

„Meine gewesene Braut“, erklärte jünger der Amerikaner.

„Suff“, schrien diesmal alle durcheinander. „Wieder eine Gelegenheit zum Zechen! So ein alter Hagestolz. Der kommt auch noch in unsere Gasse! Dieses „Glück“ wird er bald bereuen!“

Und die Gesellschaft trank. Edgar Shawton bezahlte wie gewöhnlich, es wurden wieder die alten pikanten Geschichten aufgewärmt, wobei die Tugenden der Französinen arg mitgenommen wurden. Dann ging man zur Tagesordnung über. Jedes Wunder dauert nur drei Tage... Eins, zwei, drei! Guffa! —

Einige Wochen sind vergangen. Die verbissene Gesellschaft, ihres Ältesten beraubt, den jetzt Edgar Shawton vertrat, kam jeden Tag in das Café, das Leben floß dahin wie gewöhnlich, man vergaß

Jorge Hobben völlig, bis dieser eines Abends mit bedrückter Miene, zerzaustem Haar und beulenbedecktem Antlitz im Café Du Dome erschien, und reuevoll um Wiederaufnahme bat.

„Ja Mensch, wie schaust denn du aus?“, fragte ihn Edgar Shawton, der Erbräutigam. „Du scheinst ja vom hinfälligen Kriegsschauplatz zu kommen...!“

„Freunde“, flehte innig und reuig Jorge Hobben. „Nur keine Ironie gegenüber einem hartgeprüften Manne! Ich habe mein Los verdient, die Strafe folgt der Missetat, ich habe alle Sünden expiiert, die ich je begangen habe und noch begehen werde... Schaut mich nur an! Ja, Ja! Diese Französinen! Ich habe sie geheiratet, ich alter Esel! — und schon trug ich in der dritten Woche prächtig zugeschnittene Geweihe an der Stirne... Und die Folge? Diese Beulen und eine... Schridungs-Plage.“

„Hurrah!“ schrien jetzt alle durcheinander. „Wieder eine Gelegenheit zum Zechen!“ Und tatsächlich ließ diesmal Jorge Hobben die Flaschen aufmarschieren. Als dann die Stimmung am heitersten war, wandte sich Jorge Hobben reumütig und aufrichtig zu Edgar Shawton und sagte:

„Mensch, ich beneide dich aufrichtig. Du hast wirklich Glück gehabt...!“

„Ja“, jagte Edgar Shawton mit viel Ueberzeugung, „ja, ich habe wirklich Glück gehabt, armer Freund!“

Opfer guter Manieren.

Von Agnieszka.

Sophie, eine Dame von „besten Manieren“, fuhr mit einem Leutnant im Boote spazieren. Der Leutnant riß Liebesglut mit sich fort, und vor lauter Schwärmeln fiel er über Bord. Da kam, von dem Umbiß angezogen, die Jähne flutschend, ein Hai durch die Wogen. Aber der Leutnant erschrak nicht sehr und zog aus der Scheide sein Seitengewehr. „O pfui!“ rief Sophie, „wo sind die Manieren? Sie wollen den Fisch mit dem Messer trandieren?“

Der Leutnant konnte „Pardon!“ noch sagen und lag schon verschluckt in des Haifisches Magen.

Glanz und Glend der Literatur.

Von Hans Siemsen.

Was ist „Banje“? — „Banje“ ist ein Druckfehler. Es soll „Banje“ heißen.

Diesen dummen Scherz, der sich beliebig vervielfältigen läßt, haben Sie gewiß schon gehört, und vielleicht auch, so dumm er ist, darüber gelacht. Aber den Kerger, den ein Schriftsteller durch Druckfehler, pardon, Druckfehler — Den Kerger, den ein Schriftsteller durch so was haben kann, den kennen Sie vielleicht nicht!

Ich weiß Bescheid! Ich habe meine literarische Laufbahn mit einem Druckfehler begonnen. — Das ist schon lange her. Ich war damals siebzehn oder achtzehn und hatte im tiefsten Herzen den glühenden Wunsch, entweder ein großer Fußballspieler oder ein großer Dichter zu werden. „Wenn die Blätter fallen —“ — mit zwei oder drei Gedankenstrichen hinterher, das war der Titel der ersten „Skizze“, an der ich wochenlang herumgedruckt hatte. Schon allein diese herrliche Ueberschrift schien mir meine dichterischen Qualitäten vollkommen zu

beweisen. Und dann der letzte, der Schlusssatz! Es handelte sich natürlich um eine Liebesgeschichte. Denn wenn meine Erfahrungen auf diesem Gebiet sich auch nur auf ein, von ihr leider nicht eingehaltenes Rendezvous mit Eise Förster beschränkte, was sonst wohl hätte ich schreiben sollen, wenn nicht eine Liebesgeschichte? Sie endete in einem von mir mit Dämmerlicht und seidenen Kisseln verschwenderisch ausgestatteten Atelier. Der letzte Satz aber lautete: „Und die Lampe verlosch —“. Mit sechs Gedankenstrichen hinterher. Dieser Satz mit seiner diskreten Pointe, mit seiner unerhörten Stimmungsmalerei, erschien mir einfach genial.

Und siehe da: mein geniales Erstlingswerk wurde vom „Sonntagsboten“ tatsächlich angenommen. Sie können sich gar nicht vorstellen, mit welcher Sehnsucht und Aufregung ich nun den Sonntag erwartete, an dem es erscheinen sollte. So etwas von Aufregung habe ich nie wieder erlebt. — Und dann kam der große

Tag! Da stand es: „Wenn die Blätter fallen —“. Und darunter: „Hans Siemsen“. Schwarz auf weiß! Ich war ein Dichter! Ich konnte es beweisen. Ich hatte es in der Tasche — schwarz auf weiß!

So hoch kann man steigen? Ja! — Und so tief kann man fallen! — Hätte ich doch nicht weitergelesen! Hätte ich mich doch mit der Ueberschrift begnügt! Hätte ich wenigstens nicht bis zu Ende gelesen! Was stand da? Was war aus meinem Stolz, aus meinem herrlichen letzten Satz geworden? — „Und die Lampe verlosch —“. Statt „Lampe“ — „Lampe“! — Bums! Aus! Erledigt! We du Dichtertraum! We Genialität! Die Lampe verlosch — und mein Glück verlosch mit ihr.

Das war mein Debüt als Schriftsteller. Können Sie verstehen, daß ich seit jenem Tage die ganze Literatur ein wenig skeptisch beurteile? Wenn ein einziger Druckfehler — nein! Ich gebe es auf!

Blaufüchse.

Besuch in einer Schweizer Zuchsfarm.

Von Lisa Matthias.

In Ostschweiz, im Berner Oberland, gibt es entzückend verführerische Robenwarengeschäfte. In einem lag neben farbenfreudigen Zumpfen und Strümpfen eine Karte: „Besuchen Sie die Blaufuchsfarm auf dem Weg nach Lauenen!“

Füchse sind Mode, gute Füchse sind teuer, Blaufüchse sind sogar sehr teuer. Wie sehen sie wohl lebend aus?

Wo ist der Weg nach Lauenen? Wie kommt man in die Zuchsfarm?

Anmeldung beim Besitzer, gegenüber vom Hotel Röfli, wäre zu empfehlen.

Der Besitzer war nicht zu Hause, aber da es fast Mittag war, wurde er bald erwartet. — „Ich gehe ihm entgegen, woran kann ich ihn erkennen?“ — „Er ist groß, trägt Sportbojen, und ein kleines weißes Hündchen wird neben ihm herlaufen.“

Kurz vor der Zuchsfarm kam ein großer, amerikanisch aussehender Mann die Straße entlang, und neben ihm sprang sein hinter, drahthaariger Terrier. Das mußte der Besitzer sein. Als ich ihn beim Namen rief, war er nicht schlecht verwundert, und obwohl zu Hause sein Essen auf ihn wartete, lehrte er mit mir um und zeigte mir seine Farm.

Das war nun wirklich zum Entzücken: die kleinen Tiere, die wie weiße und braune Miniaturbären aussehen, geüben hier oben, in tausend Meter Höhe, ganz besonders gut. Sie laufen ununterbrochen in ihren Gehegen hin und her und stoßen dabei kleine Schreie aus, die zwischen Robengekrächz und Säuglingsjauchzen einzuordnen wären. Die Farm besteht erst seit 1 1/2 Jahren. Vorher war Herr Wüheim zehn Jahre auf kanadischen Zuchsfarmen tätig. Er hat hier mit sieben Paaren angefangen, jetzt hat er zwanzig. Er züchtet Blaufüchse und Weißfüchse, aber in der Hauptsache Blaufüchse.

Die Füchse leben zu zweit in einem Doppelgehege von etwa drei Quadratmeter, das durch einen schmalen Gang mit einer Klappe abgeriegelt werden kann. Das Pärchen wird nur zu den Mahlzeiten getrennt, weil das eine dem andern die Bissen wegknabpft. Beim Essen zanken sie sich furchterlich und sind überhaupt schrecklich unverträglich miteinander. Drei Monate vor der Paarung, die nur einmal im

Jahre, im Frühling, stattfindet, gibt man die Füchse zusammen, damit sie sich aneinander gewöhnen. Das Weibchen trägt in 52 bis 53 Tagen die Jungen aus und wirft bis zu fünf Stück. Nach der Geburt trennt man das „Ehepaar“ sofort, denn da das Männchen nicht für seine Jungen Futter suchen muß, wie in der Wildnis, frißt er sie aus lauter Langeweile auf.

In den Gehegen gibt es Holzställe, aber die Tiere benutzen sie wenig. Sie schlafen auch bei allergrößter Kälte lieber im Freien, und nach einem Schneefall sind sie völlig unter dem Schnee vergraben. Die Ernährung der Füchse ist kostspielig. Sie sind Rohkostfresser. Sie bekommen Fleisch — meist Pferdefleisch —, hin und wieder Geflügel und manchmal Fisch. Sie fressen jede Art Gemüse, und wenn das Weibchen Junge erwartet, bekommt es häufig unter sein Beestack tartare ein rohes Ei gemischt! Außerdem fressen sie viel Obst, besonders gern getrocknete Birnen.

Die Jungen werden wie kleine Kinder aufgezogen. Wenn die Mutter sie entwöhnt hat, gibt es jeden Morgen Hafertreib in Milch gelocht, mittags oft ein Ei und Obst. Nach sieben, acht Monaten können die Jungen schon selber wieder Junge kriegen. Nur einmal im Jahre, von Mitte November bis Ende Dezember, ist das Fell „reif“ zum pelzen. Nachher verliert es seinen Glanz, wird wollig, dann dünn und struppig. Am schönsten sind die Felle von zweijährigen Tieren. Bis zum zehnten Jahre ist die Aufzucht von Zuchtieren fast einträglichler als die von Pelztieren. Gute Zuchtexemplare werden mit 3 bis 3 1/2 Tausend Franken bezahlt. Der Hauptabnahmepost der Felle ist London, dann Leipzig.

Es gibt auch bei uns in Bayern einige große Zuchsfarmen, die sich aber mehr mit Zucht von Silberfüchsen befassen. Silberfüchse sind noch teurer als Blau- oder Weißfüchse, sie sind schwerer zu züchten, aber Blaufüchse sind seltener. In der Wildnis gibt es so gut wie gar keine Blaufüchse mehr, alles, was es noch gibt, stammt von Farmen. Der Hauptimport an guten Füchsen kommt noch immer aus Alaska, denn die europäischen Farmen können trotz der hohen Preise, die man für gute Felle anlegen muß, nicht annähernd den Bedarf decken, den Europa, und zwar hauptsächlich England, an Füchsen hat.

„Wir Indianer.“

Erinnerungen des letzten großen Häuptlings White Horse Eagle (Weißes Pferd Adler).

Von etwa zehn Millionen Seelen, welche der ganze amerikanische Kontinent einst, ehe der grausame, bestialische Ausrottungskrieg der weißen Eroberer begann, umfaßte, gibt es heute in den Vereinigten Staaten nur mehr 60.000 Vollblutindianer. Einst Herren in einem ungeheuren Gebiet, sind sie heute nur noch Gendulde. In Stämmen, über ein großes Gebiet, verstreut lebend, vermochten sie den besser bewaffneten weißen Eindringlingen keinen erfolgreichen Widerstand leisten. Berklungen ist das Indianermärchen . . . Doch es lebt noch einer unter ihnen und dieser eine, der hundertjährigen Jahre alt ist, ist noch einer der großen Häuptlinge. Es ist dies der Häuptling White Horse Eagle (Weißes Pferd Adler), der noch das paradiesische Zeitalter der Indianer miterlebt hat und nun als mehr als hundertjähriger von diesem Leben, von den Kämpfen seines Volkes und den eigenen Abenteuern, wie von den Sitten und Geheimnissen der einzelnen Indianerstämme erzählt. Er hat nämlich ein ganzes Buch von Erinnerungen dem Schriftsteller Dr. Edgar v. Schömid-Panli in die Feder diktiert und dieses einzigartige Buch („Wir Indianer.“ Nr. 7., geb. M. 9.—), ist jeben im Verlag für Kulturpolitik, Berlin, erschienen.

„Ich begrüße Euch, meine weißen Brüder und Schwestern! . . . Ich bin ein wenig älter als Ihr alle, die Ihr dieses Buch zur Hand nehmen werdet . . . Denn meine Augen haben 107 Sommer gesehen. Ich pflege nicht viel zu sprechen. Aber ich will Euch nun hier aus meinem Leben sagen, was wahr ist, damit Ihr von meinem Volke hört, das einst frei, groß und mächtig war, das jetzt klein und unglücklich ist, und über das viel Lügen verbreitet worden sind. Nach mir wird es keinen großen Häuptling mehr geben. Deshalb bin ich einen weiten Weg zurückgegangen, in meine Jugend, und habe das Schweigen gebrochen über viele Dinge, über die wir Häuptlinge und Vollblutindianer sonst nicht reden . . .“

Weißes Pferd Adler beginnt mit der Erzählung seiner Jugend im Urwald, wo er im Jahre 1822, am ersten Tage des Jahres, als Sohn des großen Häuptlings der Osage-Indianer geboren wurde: „Zuerst war alles schön, und dann wurde alles sehr, sehr traurig“. In seinem Schwanengesang verteidigt er seine Rasse: „Nie haben wir ein Tier gequält. Wir haben es nicht zum Spaß getötet wie die Bleichgesichter, oder zu Tausenden abgeschlachtet, nur um das Fell zu nehmen und alles andere liegen zu lassen, was der große Manitu zur Nahrung bestimmt hat. Wir haben ein Tier nur getötet, wenn wir Essen und Kleidung brauchten, und nachdem wir es getötet hatten, haben wir nach dem Brauche unserer Religion in einer besonderen Zeremonie um Verzeihung gebeten. Wir haben auch die Erde geschönt, auf der wir lebten, und nicht ganze Wälder abgeschlagen, wie die Bleichgesichter . . . Die Prärien sind leer von den schönen wilden Büffeln, die uns ernährt haben, von den stolzen Pferden, die so herrlich dahinschlagen mit langen Mähnen und langen Schwänzen. Wir müssen ein anderes Leben führen, zu dem wir nicht geschaffen sind . . .“

Wie schön und frei war das Leben in der paradiesischen Natur! Kaum sieben Jahre alt, verstanden die Jungen schon, sich Vögel und Pfeile selbst zu schnitzen. Eisen war noch unbekannt, darum wurden die Pfeilspitzen aus geschliffenen Feuersteinen angefertigt. Zum

Fischfangen dienten Angeln aus dem Bein von Säuren der Wildschweine und den Zähnen der Walrosse. Der Boden brachte alle Früchte hervor, welche die Indianer zur Nahrung brauchten: Korn, Wurzeln, Beeren, wilden Wein, Honig von wilden Bienen und Buderjaft aus den Bäumen. Friedlich und froh lebten sie dahin, bis . . . die Bleichgesichter kamen.

Geld hatten die Indianer schon bevor die Weißen kamen. Es bestand aus ganz kleinen, besonders gehauenen und geschliffenen Steinen. Auch geschliffene Perlenkugeln sowie bunte Steine aus den Flüssen, zum Teil von sehr seltener Art, wurden als Geld verwandt. Die Steine hatten in der Mitte ein Loch und wurden an einem Faden aus Darm aufgehängt. Frauen hatte ein Häuptling mehrere, der einfache Indianer nur eine. Die Frau mußte von dem Manne mit Pferden und Geld gekauft werden.

Eine Reihe von Kapiteln des Buches sind der Schilderung der Sitten und Gebräuche der Indianer gewidmet, den Zeremonien bei der Taufe, bei Begräbnissen, den Sitten und der Erziehung der jungen Mädchen, den Medizinmännern und den Festen. Dann erzählt der große Häuptling die bewegten Episoden seines Lebens und niemand wird diese Darstellung ohne atemlose Spannung und tiefe Bewegung lesen. Die Indianeraufstände, der Bürgerkrieg, die großen Entscheidungslämpfe zwischen „Rot“ und „Weiß“, der Untergang der Indianer, das Begraben des Kriegsbeils und das der roten Rasse zugefügte schwere Unrecht, das bis zu der sklavischen Abhängigkeit geführt hat, in der die Reste der Indianerstämme heute leben — man liest das alles mit Erschütterung und Empörung.

Nach einem Kongreßbeschlusse vom Jahre 1924 sind auch die Indianer freie amerikanische Bürger. In Wirklichkeit leben sie unter einer kaum mehr maskierten Sklaverei: „Laut rufe ich in die Welt hinein und werde es solange rufen, bis die Welt, bis Amerika endlich aufwacht und sich darauf befinnt, daß am Eingang des Hafens von New York die Freiheitsstatue ihr symbolisches Licht in die Nacht sendet.“

Wäge der Schwanengesang des letzten großen Häuptlings und die aus ihm hervorklingende Anklage gegen das kapitalistische Amerika gehört werden und das Buch als ein wichtiges Kulturdokument viel gelesen werden! 7.

Das Festessen.

Wie die Hollywooder Filmkomparien auf ihr Glend aufmerksam machen.

Die Hollywooder Filmsterne gaben sich vor kurzem die Ehre, die im Filmorado zu Besuch weilenden auswärtigen und ausländischen Pressevertreter zu einem feierlichen Empfang zu bitten. Natürlich leisteten die Journalisten der Einladung Folge und wurden am Eingang des feudalen Restaurants, in dem das Festessen stattfand, von einer ganzen Schar prunkvoll uniformierter Diener empfangen. Im blumengeschmückten Festsaal selbst fiel es den Gästen allgemein auf, daß kein einziger Kronleuchter brannte; es flackerten vielmehr nur einige hundert Wachskerzen und hüllten die Erschienenen in ein mystisches Halbdunkel. Die Filmdarsteller werden — so wurde die merkwürdige Beleuchtung begründet — tagsüber stundenlang vom grellen Licht der Jupiterlampen geblendet und leiden sehr viel darunter; sie müssen ihre Augen

schonen und bevorzugen für private Gesellschaften eine also „abgetönte“ Beleuchtung. Die Laternen wendeten auch schon die Ankunft der Stars: Douglas Fairbanks, Charlie Chaplin, Buster Keaton, Vilian Gish, die Bickford und all die anderen Größen der Himmelswand waren vollzählig erschienen, um mit den Gästen der Filmkolonie einen gemächlichen Abend zu verbringen. Lautlos servierten die Kellner ein ausverfeinertes Menü; die erste Tischrede hielt Fairbanks, der seine Begrüßungsworte mit allerlei Artisten-Kunststücken würzte. Auch die Bickford ließ es sich nicht nehmen, den Journalisten für ihr so zahlreiches Erscheinen zu danken. Die Herren fühlten sich wie im siebenten Himmel. Nach dem ausgezeichneten Essen wurde den Versammelten etwas ganz Außergewöhnliches geboten: ein Festkonzert, bei dem kein Geringerer als John Gilbert konzertierte. Buster Keaton sang den Prolog aus dem „Bajazzo“, Chaplin erbrachte den Beweis, so nebenbei auch ein vorzügliches — Wagner-Sänger zu sein, und Vilian Gish fiel durch ihr geradezu meisterhaftes Klavierspiel auf. Die Gäste waren nicht wenig verwundert, denn Chaplin war bisher in der Öffentlichkeit als stimmloser Filmheld und Frau Gish als eine gänzlich un-musikalische Dame bekannt gewesen.

Die weitere Abwicklung des gescheiterten Programms wurde leider durch das Erscheinen der — Polizei gestört. Sie hielt es für ihre Pflicht, die ortsunkundigen Gäste darüber aufzuklären, daß sie einer — Mystifikation zum Opfer gefallen waren! Das wohlgeleitete Fest wurde nicht, wie angenommen, von den Protagonisten, sondern vom — Verband der Komparien veranstaltet, die alle in der Maske der Stars erschienen waren, um auf diese Weise ihre vielseitige Begabung und darüber hinaus ihre unaltbare materielle Lage zu demonstrieren. Die 16.000 Komparien von Hollywood führen nämlich ein Hundeleben und müssen oft im würdlichsten Sinne des Begriffes hungern, da sie durchschnittlich nur einmal in der Woche beschäftigt werden und für die ganztägige Arbeit vier bis sechs Dollars erhalten. Sie opfert ihre letzten Ersparnisse, um durch das „Festessen der Hungerräden“ die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich zu lenken, und erreichten ihr Ziel insofern, als der Scherz in der gesamten amerikanischen Presse mitgeteilt wurde. So ist es durchaus möglich, daß zumindest die geistigen Väter der originellen Idee den Traum ihrer Träume, nämlich ein festes Engagement, verwirklicht sehen werden. Doch das sind nur ein paar Wenige.

Wißt Ihr schon? . . .

Das House of Commons, der englische Reichstag, erhält während der Parlamentsdauer täglich 12.000 Briefe, das sind 18 für jeden Abgeordneten. Die ausgehenden Briefe belaufen sich auf 3700 Stück täglich.

In Rio Vista (Nevada) hat sich ein origineller Herr ein Haus aus 10.000 Bierflaschen erbaut.

Die Zoologie kennt heute 70.000 verschiedene Säugetiere, 13.000 Vogelarten, 12.000 Fischarten, andere Seetiere Krebs, Molusken usw. beinahe 50.000, Würmer zirka 8000, Spinnen 20.000; im ganzen sollen rund 400.000 Tierarten die Erde bevölkern.

Im Amazonasstrom sind 670 verschiedene Arten von Süßwasserfischen nachgewiesen worden.

Die durch Blitzschlag verursachten Schäden belaufen sich in Deutschland jährlich auf um 12 Millionen Mark.

„Reisen und Abenteuer“.

In der Sammlung „Reisen und Abenteuer“ (jeder 160seitige Band mit vielen Bildern und Karten in Halbheften N. 280, in Ganzheften N. 350) des Leipziger Verlags H. Brockhaus ist ein neuer Band erschienen: **Philipp Bodenheimer, Raub am Südpazifik. Neue und alte Städte.**

Es ist nun schon nahezu zehn Jahre her, daß die ersten Bücher dieser Reihe mit ihren zugkräftigen, in warmen, weichen Tönen gehaltenen Umschlägen das manchmal einseitige Bild der Läden belebten. Demals schrieb eines der führenden deutschen Literaturblätter, daß „diese kleinen illustrierten Bände mit den bunten Titelbildern bestimmt seien, eine große Rolle in der Volksbildung und in der Jugenderziehung zu spielen“. Das war es, was voraussehendes Wort. Heute kann sich wohl keine andere geographische Bücherabteilung einer anwachsenden Verbreitung rühmen. Kein Wunder, denn kaum eine Sammelbibliothek hat bei Presse und Schule so viel Förderung erfahren wie die „Reisen und Abenteuer“, und vor allem — solch begünstigte Aufnahme bei der Jugend. Wie die Älteren aus geistigen, erzieherischen Gründen diese Bände befürworteten, so fühlten die jüngerer Generationen in unserer Zeit bald ihren Wert heraus. Denn hinter den „Reisen und Abenteuer“ stecken nicht die romantischen Heldentaten der Abenteuerlust, sondern wirkliche Menschen mit hohen Zielen, bisweilen leuchtende Persönlichkeiten, deren Ruhm die Welt erfüllt und erfüllt, wie Sven Hedin, der große lebende Entdecker, Sauley, der Afrikaforscher, Kapitän Zeeb, der unglückliche Polarforscher, Vilhalm Stefansson, der „Revolutionär der Polarforschung“ Lindbergh, der jugendliche erste Ozeanbezwinger im Flugzeug, u. a. Sie alle aber leben nicht wegen glänzender Orden ihr Leben für den Fortschritt aus Spiel, sondern huldigen einem reinen Idealismus der Tat. In einer Zeit des Triumphes fallen Geschäftsgelüste über die Berge werden sie sich an die weltlichen Gaben und den Erkenntnisstrieb der Jugend, deren wacher Verstand das Kur-Abstrakte ablehnt. Auch Erwachsene, die sich die Freude am lebendigen Abenteuer bewahrt haben, ziehen aus diesen Bänden Gewinn.

Der neue Band von Bodenheimer führt den Leser in die südamerikanischen Staaten, dieses gegenwärtigste Lebens- und Ursprünglichkeit, Fruchtbarkeit und Wärme. Mit besonderer Liebe geht Bodenheimer, übrigens einer der angesehensten Ärzte Berlins, auf die Ueberreste der hochentwickelten vorspanischen Kulturen in Peru, und die bewegte Geschichte der südamerikanischen Republiken ein. Er erledigt sich seiner Aufgabe, über Vergangenheit und Gegenwart jener mächtig aufstrebenden und auch für den Europäer wichtigen Länder zu berichten. Jedemfalls ebenso gewissenhaft wie kurzweilig.

Hausrezepte

Altes Linoleum wird blank, wenn man es mit einer Mischung von einem Teil Terpentin und zwei Teilen Olivenöl einreibt.

Aus dunklem Leder bürstet man die Flecke vorsichtig mit einer Lösung aus 5 Gramm Firnhornsalz, die in 50 Gramm warmem Wasser gelöst sind. Sobald sich Salz gebildet, ist die Flüssigkeit abzutupfen. Dann wird die Stelle zum Trocknen nachgerieben.

Beim Scheuern des Küchens reibe man ihn vorher mit einer Zitronenscheibe ein, ehe man ihn mit heißem Seifenwasser scheuert.

Ehe man eine Zahnbürste in Gebrauch nimmt, weiche man sie in heißem Salzwasser ein. Das reinigt sie nicht nur, sondern macht sie auch haltbarer.

Wäckerlei.

Die rettende Perücke. Gegen Kasgang des 18. Jahrhunderts, als noch Perücken modern waren, man aber doch schon dazu überging, das eigene Haar sichtbar zu tragen, machte ein französischer Perückenmacher die folgende eigenartige Reklame: Er brachte vor seinem Laden ein großes gemaltes Schild an, das den Absalom der biblischen Sage darstellte, wie er mit seinen Haaren im Baume hängen geblieben war und sich nicht befreien konnte, so daß er den Tod fand. Das Bild hatte eine Unterschrift, die in freier Uebersetzung lautete:

„Beklagt des Absalom Los!
Schaut, wie er im Baum sich gefangen!
Hätt' er 'ne Perücke getragen,
Er wäre dem Tode entgangen.“

Die Tiefe des Meeres. Bei einer wissenschaftlichen Expedition im Indischen Archipel

wurde westlich von der Kei-Inselgruppe eine Meerestiefe von 7300 Meter festgestellt. Bisher waren in dieser Gegend schon Meerestiefen von 6500 Meter bekannt. Die neugemessene Meerestiefe, die sich über eine sehr große Ausdehnung erstreckt, ist die größte, die jemals im Indischen Archipel ermittelt wurde.

Berichtigte Sprichwörter. Dem Wahren Ja-lob entnehmen wir folgende „berichtigte“ Sprichwörter von Herbert Schildknecht: Unrecht Gut währt am längsten. — Bescheidenheit ist aller Laster Anfang. — Sparen in der Zeit ist eine Kunst, die niemand kann. — Morgenstunde hat manchem schon groß Leid gebracht. — Uebermut trägt Zinsen. — Mit großen Herren kommt man durch das ganze Land. — Wenn die Not am größten, sängt man Klänge. — Wer hoch steigt, krümmt sich bei Zeiten. — Salz und Brot, tut selten gut. — Ohne Fleiß macht Wangen rot. — Wohlsein ist schwer. — Reichtum fällt nicht weit vom Stamm. — Eigner Herd bringt Sorgen. — Wer sich selbst erniedrigt, bleibt ein Narr sein Leben lang. — Jung gefreit, macht manchen zum Narren.

Betteres.

Weisheit der Vergänglichkeit.

Ich schnitt es gern in alle Rinden ein . . . Vor einem Menschenalter verewigte ein junger Mann in einem Walde bei Ulm glücklich in der Rinde eines Baumes die Namen „Walter“ und „Liesel“ und zog um das Ganze ein Herz.

Als er nach Jahrzehnten wieder an dem Baum vorüberkam, waren einzelne Buchstaben überwuchert, und es war nur noch zu lesen: „. . . alter . . . Lies!“

Doppeltes Glück. „Denk dir unser Glück. Mein Mann kommt von einer Geschäftstour, raft gegen einen Baum, das Auto in tausend Stücke.“ — „Und dein Mann unversehrt? Gott sei dank!“ — „Ja, Gott sei dank! Denn hätte er nicht den Aufenthalt gehabt, gäb's jetzt 'ne Ehecheidung!“

Großbetrieb. „Wer mich mit meiner Freundin hintergeht, den bringe ich um.“ — „Also Massenmörder!“

Was ein Hälchen werden will . . . Warum weinst du, Willi? — „Ich habe zehn Pfennig verloren.“ — „Hier hast du sie wieder. Warum weinst du nun noch?“ — „Weil ich nicht eine Mark gesagt habe!“

Der Feinschmecker. „Wenn ich nur wüßte, wie ich meinem Jungen das Daumenputzen abgewöhnen könnte!“ — „Wissen Sie was? Streichen Sie ihm Senf an den Daumen!“ — Nach einigen Wochen: „Mit Ihrem Senf haben Sie mir einen netten Rat gegeben!“ — „Wieso? Lutscht Ihr Junge immer noch?“ — „Na, und ob! Jetzt will er den Daumen ohne Senf überhaupt nicht mehr nehmen.“

Die Entscheidung. Pastor Hartmeyer war ein großer Kanzelredner, und seine kleine Gemeinde war sehr stolz auf ihn. Aber das Gehalt war ebenwünzig, und als sich sein Ruhm verbreitete, erhielt er einen besseren Posten angetragen. Seine treuen Anhänger waren dadurch sehr beunruhigt, und einer ging ins Pfarrhaus, um heranzubekommen, wie sich der Seelenhirt entscheiden werde. Er trifft den Sohn des Pastors und fragt ihn. „Ich weiß nicht“, gibt dieser Auskunft. „Vater ist in seinem Studierzimmer und betet um Erleuchtung.“ — „Und die Mama?“ — „Die ist oben und packt die Koffer.“

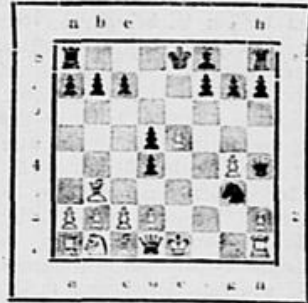
Der bessere Teil. „Kommen Sie mit zu Lehmanns, da ist heute Tischrücken!“ — „Danke. Bei mir zu Hause gibts heute — Rehrücken!“

Schach-Gcke.

(Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Moir Paß. Druck- und Verlagsanstalt, Leipzig-Schönbau, Tischlergasse.)

22. Fortsetzung.

Schwarz droht mit „Abzugschach“.
Bild 32.



Schwarz droht nun den Springer nach e4 mit „Schach“ abzuziehen, worauf er das Matt auf die bei 30 und 31 angegebene Art wieder erzwingen würde. Er droht ein aufgedecktes Schach. Wie verteidigt sich Weiß am besten gegen diese zum Matt führende Drohung? Da er augenblicklich nicht im Schach steht, hat er die Wahl schon freier. Er kann beispielsweise den kecken Springer schlagen. Daraufhin würde er aber den Turm h1 verlieren und das Spiel könnte etwa so verlaufen:

10. g2-g3 Se4xg3; 11. h2xg3 Dh4xh1; 12. Ke1-e2! (Würde der König nach f2 flüchten, gewinnt Schwarz die ungedeckte Dame.) Dh1-g2, damit zwingt Schwarz den König nach e1 zurückzugehen, denn auf Ke2-d3 würde sofort Matt erfolgen (wie?). also 13. Ke2-e1, Bild 33.

Bild 33.



Wir wollen die so entstandene Lage etwas genauer betrachten. Es ist eine gewisse Ruhepause eingetreten, denn Schwarz hat derzeit nur die Dame zum weiteren Angriff. Er könnte sich damit begnügen, daß er abwechselnd auf g1 und g2 mit der Dame Schach bietet, denn Weiß hat hierauf auch keine Auswahl, also 13. . . Dg2-g1; 14. Ke1-e2 Dg1-g2; 15. Ke2-e1 Dg2-g1 usw.

Würde er bei diesem sogenannten „ewigen Schach“ verbleiben und die Zugfolge Dg1-g2 dreimal wiederholen, dann bleibt die Partie (nach den Spielgesetzen) unentschieden, niemand hat gewonnen, in den Erfolgstabellen bekommt jeder Spieler einen halben Zähler gutgeschrieben. Schwarz wird aber mit Recht diesen Ausgang der Partie verschmähen und auf Gewinn spielen, indem er einfach die beiden Bauern g3 und e5 schlägt, also 13. . . Dg2xg3; 14. Ke1-f1 Dg3xe5. Damit behält Schwarz alle acht Bauern gegen fünf des Gegners, so daß er nicht nur stellungsmäßig, sondern auch materiell in großem Vorteil bleibt (Turm und drei Bauern sind bedeutend stärker als zwei leichte Figuren).

Fortsetzung folgt!